

HOCHSCHULFORUM: „Der Kampf zwischen Weltliga und Bildungsauftrag“



Von
Wolfgang A.
Herrmann,
Präsident der
TU München

Die internationalen Ranglisten der Universitäten zeigen: Geld, Studentenauswahl, internationale Personalrekrutierung und fachliche Schwerpunktsetzung sind die entscheidenden Erfolgsfaktoren. Die Universität Harvard in den USA hat das alles und verteidigt deshalb den Spitzenplatz in der Welt. Die Frage für die Bundesrepublik lautet deshalb: Soll sich eine deutsche Universität diesem Ziel annähern – und, vor allem, muss sie es?

Universitäten sind kein politik- und gesellschaftsfreier Raum. Richtig verstanden, sind sie in erster Linie Dienerin der Gesellschaft – durch Ausbildung, Forschung und Persönlichkeitsbildung. Harvard und andere amerikanische Top-Universitäten sind Ausnahmeerscheinungen, die sich aus einem riesigen System heraus entwickelt haben.

Man kann sich Harvard leisten, weil viele mittelprächtige Universitäten dem Großteil der amerikanischen Studenten die Ivy League erlauben, einen winzigen Teil der besten Studenten auszuwählen, viele Professoren nach einem Probelauf wieder hinauszuerfen, und mit viel Geld ständig auf die modernsten Schwerpunkte der Wissenschaft zu setzen. Und für die vielen, die es als Wissenschaftler oder Student in die Har-

vard-Liga nicht schaffen, gibt es im US-amerikanischen System einen Markt, der immer noch ganz passable Studier- und Forschungsmöglichkeiten eröffnet.

Deutschland ist da anders. Unser Hochschulsystem ist überwiegend staatlich finanziert, wir nehmen einen staatlichen Bildungsauftrag wahr. Grundsätzlich schöpft jede deutsche Universität überwiegend aus dem nationalen Bildungsreservoir. Ausländer bilden eine Minderheit. Das Qualitätsgefälle ist hierzulande viel geringer, was für die Qualität des Bildungssystems im Ganzen spricht. Die Qualität eines deutschen Hochschulabschlusses ist stärker auf das jeweilige Fach gerichtet, wobei sich kleine Universitäten oft mit den großen messen.

Es bedurfte erst einer Exzellenzinitiative, um auf die Stärken

der deutschen Universitäten wieder aufmerksam zu machen. Ausgezeichnet wurden Wissenskonzentrate, die Weltstandards definieren. Deshalb war die Exzellenzinitiative ein kluger Schachzug der Politik.

Landauf, landab nimmt man den Wettbewerbsgedanken nun ernster als zuvor, analysiert die Stärken und Schwächen der jeweiligen Universität und konzentriert die Kräfte auf Leistungszentren. Wenn man dabei nicht übertreibt und auch die weniger bedeutsamen Fächer mit ihren spezifischen Arbeitserfordernissen fördert, dann ist diese Art des Wettbewerbs sinnvoll.

Andererseits kommt Deutschland nicht umhin, sich einige Spitzenuniversitäten zu leisten. Dazu braucht es aber die besten Köpfe: Studenten, wissenschaftliche Mit-

arbeiter, Professoren. Die Auswahl jener Studenten, die zum Niveau und Profil der Universität passen, ist das wichtigste Wettbewerbselement, denn die besten Studenten ziehen die besten Professoren an und umgekehrt. Dieses einfache Prinzip muss Raum gewinnen. Gefragt ist die Selbstgestaltungskraft der einzelnen Universität.

Wenn wir uns in Deutschland auch öffentlich zu Spitzenuniversitäten bekennen, dann werden die großen internationalen Wettbewerber unsere Allianzpartner, und die besten Studenten aus aller Welt machen keinen Bogen mehr um unser Land. Sie werden zwar Englisch sprechen, aber auch Deutsch als unsere Kultursprache lernen wollen, weil sie die beste Wissenschaft in Deutschland vorfinden.